

Ätti - Vater - Papa

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **3 (1919)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jenner, Merz, April und May. Unter den Ortsnamen finden sich ein paar deutsche, die wenig bekannt sein dürften. Für Airolo fehlt das auch heute noch ganz verlungene Criel nicht; es liegt im „Levinertal“. Vier Stunden vor Bellenz kommen die Reisenden nach „Lint“; sehr wahrscheinlich ist damit Biasca gemeint, für das im Geographischen Lexikon als deutscher Name „Ablentschen“ steht. Die Entfernung von Bellenz (20 km) stimmt. Auf dem Rückmarsch geht es dem Wasser Mosac entlang über Camj nach Flecken und Schloß Mondsac, womit die Moesa und die Orte Cama und Misog gemeint sind; ob hier die italienische Mundart der Gegend diese Namen braucht, weiß ich nicht. Daß „Misog“ fehlt, ist jedenfalls auffällig. Dagegen wird Costallo ohne weiteres zu Lothotal verdeutscht, wie auch Cläffen und Bellenz selbstverständlich dastehen. Insgesamt ergibt sich, daß diese schlichten Alemannen sich die fremden Namen nach alter Väter Sitte mundgerecht machten, ohne besorgen zu müssen, als Gefährder eidgenössischer Gesinnung zu erscheinen, wie dies 150 Jahre später wohl der Fall gewesen wäre.

Fügen wir noch bei, daß sie ihrer Freude mehrmals Ausdruck geben, wenn sie wieder auf einen Menschen stoßen, der deutsch spricht. Von Fremdwörtern wissen sie nichts, als daß sie einmal von ausgestandenen „Fatigues“ schreiben; den Fremdling schreiben sie auch in anderer Schrift.

Auf dem Gotthard kamen sie zum „Clösterlein und Waarenhaus“, während heute die bewußte Gesinnung ja „Dispizio“ und vermutlich „Merkantil-Depot“ erfordern würde.

So unscheinbar und klein das Büchlein ist, so sind doch die Aufschlüsse über das Sprachleben der deutschen Schweiz im 18. Jahrhundert beachtenswert.

Dr. R. B.

Atti — Vater — Papa.

Als jüngst in Zürich ein Arbeiter, der bei den Unruhen im Wintermonat 1917 einen Polizisten erschossen haben sollte, vor Schwurgericht stand, erklärte seine als Zeugin aufgerufene Tochter, die im Gegensatz zu ihrer einfach gekleideten Mutter recht elegant aufgetreten sei, ihr „Papa“ könne die Tat nicht getan haben. Der Berichterstatter der N. Z. Z. (und vielleicht auch andere) hielt es für nötig, das Wort Papa in Gänsefüßchen zu setzen; er wollte damit offenbar andeuten, daß sich dieses Wort nach seiner Meinung für „solche Leute“ nicht recht schicke, jedenfalls fand er es auffallend. Hätte es sich nicht um eine Proletarierfamilie, sondern um Leute aus mittleren oder höhern Ständen gehandelt, so hätte er die Anführungszeichen wohl weggelassen oder den Papa ohne weiteres Vater genannt.

Wir stehen mit diesem ungemein wichtigen Wort immer noch in einer Zeit des Ueberganges, den jeder leicht beobachten kann. Da die Namen für die Eltern innerhalb der Familie ungefähr das sind, was für die Kinder die Vornamen, so zeigen sich hier auch dieselben Erscheinungen, wie sie in unserm Volksbuch (7): „Wie soll das Kind heißen?“ dargestellt sind, es herrscht dasselbe Modewesen.

Vater und Mutter hießen die Eltern bei uns zu Lande ziemlich allgemein bis vor etwa 60 oder 70 Jahren, d. h. bis in die Familie die Französelei eindrang. Auf dem Lande sagt man in mittlern und untern Schichten ja immer noch so, die Berner haben auch das ungemein herzlich klingende Muetti, das übrigens auch zu jeder

andern Schweizer Mundart paßt. In den gebildeteren und sonst „feineren“ Familien der Städte und allmählich auch auf dem Lande, hier zuerst natürlich wieder in Pfarrers-, Doktors- und Fabrikantenfamilien, waren aber schon früh die französischen Wörter papa und mama aufgetaucht, dann immer häufiger geworden, und diese an sich von Anfang an lächerliche Sitte dringt noch gegenwärtig immer weiter in die Breite und Tiefe unseres Volkskörpers. Gottfried Keller hat schon vor gut 30 Jahren im „Martin Salander“ darüber gespottet. Da läßt sich die Wäscherin Frau Weidelich Mama nennen, — sie wird das auf der Stör bei einer feinen Herrschaft aufgeschnappt haben — ihre hoffnungsvollen Söhnchen aber, die dann später solche Lumpe werden, lachen den Sohn der gesunden, tüchtigen Familie Salander aus, weil er „nur“ eine Mutter habe; ihre Mama weist sie freilich milde zurecht: „Er ist nicht schuld, wenn er arme oder ungebildete Eltern hat, und Ihr könnt Gott danken, daß es Euch besser geht.“ Martin Salander, der das zufällig mit anhört, ist soeben nach mehrjähriger Abwesenheit aus Amerika zurückgekommen und fragt bescheiden, ob es denn hier zu Lande ein Zeichen von Armut und Verwahrlosung sei, wenn unter dem Volke die Eltern noch Vater und Mutter genannt werden, aber da kommt er schön an: „Wir sind hier nicht Volk, wir sind Leute, die alle das gleiche Recht haben, emporzukommen! Und alle sind gleich vornehm! Und für meine Kinder bin ich die Mama, damit sie sich nicht vor dem Herrenvolk zu schämen brauchen und einst aufrechten Hauptes durch die Welt gehen dürfen! Jede rechte Mutter hat die Pflicht, dafür zu sorgen, weil es Zeit ist!“ Salander bemerkt dann mit Staunen, daß der Mann der Wäscherin von seinen Kindern nicht etwa Papa, sondern Vater genannt wird, und erhält von diesem die Aufklärung: „Die Gleichheit ist allerdings vorhanden und alle streben wir aufwärts. Am eifrigsten sind die Weiber dahinter her; eine nach der andern nimmt jenen Titel an, wogegen wir Mannsleute bei unserer Hantierung dergleichen nicht brauchen können. Wir würden uns selbst auslachen, wenigstens einstweilen noch, und dann, was die Hauptsache ist, so würde man uns die Steuern hinaufschrauben, wenn wir den Papatitel annähmen. So hat der Herr Pfarrer in der Schulpflege zu verstehen gegeben, wo die Sache zur Sprache kam, weil der Schulmeister einen Teil der Schüler mit Papa und Mama traktierte, wenn er von ihren Eltern zu sprechen hatte. Es waren dies natürlich solche Kinder, die schöne Geschenke brachten. Bei den Frauen, sagte der Pfarrer, habe das nicht so viel zu bedeuten, weil ihre Eitelkeit bekannt sei; wenn aber Mannsbilder sich Papa rufen ließen, so urkundeten sie hiermit, daß sie sich zu den Wohlhabenden und Fürnehmen rechnen, und da sie ohnehin zu wenig versteuern, so würde man sie bald höher einzuschätzen wissen. Es wurde dann auch sofort allen sechs Lehrern strengstens befohlen, in der Schule von gleichheitswegen das Wort Papa zu vermeiden und bei reich und arm nur Vater zu sagen.“

Unter den Vorarbeiten zu diesem Roman findet sich der Satz: „Die Mutter kämpft und opfert sich und siegt. Die Mamas tun nichts oder können nichts.“ Das ist für unsere Zeit natürlich zu viel gesagt; er schildert in diesem Buche von 1886 eben seine Gegenwart und jüngste Vergangenheit, wo auf allen Gebieten ein Schwindelgeist herrschte, wo daher auch eitle Frauen aus untern Ständen anfangen, diese Mode nachzumachen. Heute ist sie so allgemein, daß man niemand mehr einen Vorwurf daraus machen darf, daß er Papa oder Mama sagt oder sich so nennen läßt, aber ein besonders starker Beweis bodenstän-

diger Natürlichkeit oder guten Geschmacks ist es natürlich auch nicht gerade. Wer gewöhnt worden ist, seine eigenen Eltern französisch anzureden (denn diese Formen haben wir unmittelbar aus dem Französischen und nicht etwa aus indogermanischer Verwandtschaft), der meint natürlich, selbst auch nicht anders heißen zu können. Ein großes Unglück ist das ja auch nicht, aber wer selber noch die einheimischen Formen gewohnt ist, sollte im Zeitalter des Heimatschutzes dabei bleiben und nicht einfach der Mode nachlaufen; und wer sich gar entschließen könnte, zu Vater und Mutter oder zu Uetti und Muetli zurückzukehren, handelt zum mindesten „nicht unpatriotisch“. Die Söhne Tells haben nämlich auch nicht Papa und Mama gesagt.

Für den Vater war übrigens früher der Name Uetti viel weiter verbreitet als heute, wo wir es fast nur noch aus dem Berndeutschen kennen; es ist also kein Stilfehler, wenn man es als Gegenstück zu Muetli auch anderswo wieder einführt. Unser Idiotikon verzeichnet auch die ältern, vollern Formen Atto und Atta — mit „Atta unsar“ hat schon vor über anderthalb Jahrtausenden der Gotenbischof Wulfila seinen Herrgott angerufen — und die kürzere Utt, sowie die mit dem Geschlechtswort zusammengesetzten Tatte, Tätti, Tratt, Tratto und Drätti. Es ist der uralte Naturlaut aus Kindermund und hat sich auch in einigen Gegenden, wenigstens in der Kindersprache, noch erhalten. Gegenüber diesem Uetti war das Wort Vater zuerst das feinere; denn in Stallikon wurde es vor etwa 56 Jahren noch als „gottloser Hochmut“ ausgelegt, als in einer Bauernfamilie die Kinder den Uetti mit Vater anreden mußten „wie s' Here (des Pfarrers) Chinde“. (Idiotikon I, 584). Als dann „Vater“ allgemein üblich geworden war, mußte „man“ begreiflicherweise zu papa übergehen; jetzt ist dieses so allgemein gebräuchlich geworden, daß der bekannte Kreislauf vielleicht bald wieder zu Uetti zurückkehrt.

Allerlei Sprachliche Bemerkungen.

Das Deutsche Reich und die Deutsche Republik. Wie ungemein wichtig eine genaue Kenntnis einzelner Wortbedeutungen sein kann, beweist das Schicksal des Namens *Deutsches Reich*. Nach der Beseitigung des Kaisers konnte man in französischen Blättern lesen, die neue deutsche Republik sei ein auf die Täuschung der Welt berechneter Schwindel, denn es werde ja immer noch allgemein vom *Reich* und von einer *Reichsregierung* gesprochen. Mit Recht weist das tapfere Genfer Blatt *La Feuille* darauf hin, daß diese Behauptung auf einem Mißverständnis des deutschen Wortes *Reich* beruhe. Die Franzosen übersetzen es von jeher mit *empire* (= *imperium*), was allerdings *Kaiserreich* bedeutet. Das deutsche Wort *Reich* aber enthält ja nichts, was auf einen Kaiser hinwiese, es kann ebensogut Königsherrschaft oder überhaupt Herrschaft, Macht, Staatsgebiet bedeuten. Als Beweis führt *La Feuille* an die Namen *Oesterreich* und *Westreich*, die einfach Ostmark und Westmark bedeuten; und Bezeichnungen wie *Rijksmuseum* in Leiden und *Riksmuseum* in Stockholm, wo es doch keinen Kaiser gebe. Die Bemerkung ist ganz richtig. Nur wundert man sich, daß das welsche Blatt nicht auf den noch näher liegenden Namen *Frankreich* gekommen ist, an dem kein Mensch Anstoß nimmt, obgleich das Land längst ein fürstenloser Freistaat ist. Denkt man hieran, so wird man sagen können: es besteht keine Notwendigkeit, den altgewohnten und so kurzen

Namen *Reich*, mit dem sich unzählige bequeme und wertvolle Zusammensetzungen bilden lassen wie *Reichspost*, *Reichsgericht*, *Reichsheer*, *Reichsgesetz*, *Reichskanzler*, nun aufzuheben und gar gegen das schwerfällige, dreisilbige, undeutsch betonte und auch sonst undeutsch klingende Wort *Republik* auszutauschen.

Es sei erlaubt, jetzt, am Ende des Weltkriegs, noch eines andern Falls zu gedenken, in dem die ungenügende Uebersetzung eines deutschen Wortes zur Verschärfung der Kriegsstimmung beigetragen hat. Dem seinerzeit vom Kanzler Bethmann-Hollweg gebrauchten Sprichwort *Not kennt kein Gebot* entspricht das französische *nécessité n'a point de loi*. In dieser Gestalt ist dann natürlich auch das Kanzlerwort ins Französische übergegangen. Aber ein feineres Gefühl sagt uns, daß die deutsche Form doch eine in diesem Fall wichtige Verschiedenheit aufweist. Suchen wir bei Sachs und Villatte das Wort *Not* auf, so finden sich außer *nécessité* und ähnlichen Bedeutungen wie *besoin*, *urgence* auch die Uebersetzungen *peine*, *chagrin*, *affliction*, *souci*, *détresse*, *danger*, *péril*, *misère*. Unser *Not* wird wohl zehnmal durch *misère* oder *détresse* richtig wiedergegeben werden, ehe es einmal *nécessité* heißt, und versehen wir uns in die Gemütslage vom Kriegsbeginn mit seinem damals bei den Völkern und Regierungen herrschenden Notwehrgedanken oder Notwehrwahn, so ist gar nicht daran zu zweifeln: nicht *nécessité n'a point de loi*, sondern *danger* oder *péril* oder *détresse n'a point de loi* wäre im Sinne des Redners die richtige Uebersetzung gewesen.

Niemals decken sich zwei Wörter verschiedener Sprache vollständig, und das kann unter Umständen recht verhängnisvoll werden, wenn es im Völkerverleben darauf ankommt, einander ganz zu verstehen. Bl.

Bersand oder Bersandt? Gestern erhielt ich einen Brief mit der Entschuldigung, daß sich der Bersand der *Apfel* verzögert habe. So liest man oft in Anzeigen: Der Bersand geschieht wöchentlich u. dgl.

Natürlich muß stehen: der Bersand, das heißt die Bersendung.

Bersand ist von versenden gebildet wie *vorwand* von *vorwenden*. Wenn es so oft mit dt geschrieben wird, so liegt eine Verwechslung vor mit dem Mittelwort der Vergangenheit *versandt* für *versendet*. Woher aber das a? Das beruht auf dem sogenannten Rückumlaut, das heißt: das ursprüngliche a des Stamms tritt wieder in sein Recht ein, wenn die Ursache, ein i oder j der Endsilbe, wegfällt. Ursprünglich hieß die Grundform *sandjan*, woraus dann *sendjan*, *sendan*, *senden* entstand.

Ebenso ist es mit *wenden*, *wandte*, *gewandt*; *brennen*, *brannte*, *gebrannt*; *kennen*, *kannte*, *gekannt*; *nennen*, *nannte*, *genannt*. Neben der ältern Form *gewandt*, *gesandt* kommt auch eine neuere, durch Ausgleich mit der Grundform entstandene vor; Dunois sagt in der *Jungfrau von Orleans* 5, 8: „Die Krone, das Palladium ist entwendet.“ Und der Herzog von Burgund 2, 10: „Mir sagt's das Herz, sie ist von Gott gesendet.“

Die gebräuchlichern Formen sind aber *gewandt*, *gesandt*. Das Hauptwort *Bersand* darf getrost gebraucht werden ohne Befürchtung, daß es mit *Sand* verwechselt werde; denn so versandet ist glücklicherweise unser Sprachgefühl doch nicht! H. St.